



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Noch einmal das deutsche Reich und die Kurie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Noch einmal das deutsche Reich und die Kurie



ie Grenzboten haben im 21. Hefte einen Aufsatz über das Verhältnis des deutschen Reichs zur Kurie gebracht, worin diese wichtige Frage mit einer ganz hervorragenden Kenntnis des Gegenstands behandelt wird. Gleich im Anfang spricht der Verfasser einen Satz aus, womit er für jeden, der über die Sache nachgedacht hat, den Nagel auf den Kopf trifft: „Der Mangel an Vertrautheit mit den Überlieferungen und mit der Sprache der Kurie hat zur Folge, daß die öffentliche Meinung [nämlich bei uns in Deutschland; in Frankreich und vollends in Italien keineswegs!] stets schwankt zwischen Überschätzung und Unterschätzung der Kundgebungen, der Absichten und der Machtmittel Roms.“ In diesem Nichtkennen und Nichtwissen hat ja, wie jeder jetzt leicht sagen kann, das traurige Mißlingen unsers ganzen Kulturkampfes seinen Grund gehabt.

Zu den Kennern zu gehören, oder gar damals, als die Frage noch im Fluß war, schon gehört zu haben, will ich mich nun nicht vermaßen, wenn ich heute zu jenem Aufsätze einige Nachträge zu geben versuche. Mein Wissen beruht hier vielmehr auf dem, was mich kluge Männer zu verschiedenen Zeiten gelehrt haben. Man wolle diese Bemerkungen nur wie Illustrationen ansehen, die ein Sonntagspolitiker gewissermaßen aus der Mappe seiner Erinnerungen zu einem bereits feststehenden Texte giebt. Solche kleine Bilder können der mit vollständiger Sachbeherrschung geschriebnen Darstellung nichts wesentliches mehr hinzufügen. Vielleicht wird aber manchem Leser eine einfache Erzählung ganz konkreter Züge noch deutlicher zum Bewußtsein bringen, in welchem Maße der Verfasser jener Darstellung Recht hat. Er sagt, indem er zwei Wendepunkte in der Geschichte dieser Frage scharf auseinanderhält: „Man hat in Deutschland die Absichten der Kurie überschätzt, als der neue Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes vorbereitet, beraten, beschlossen und ver-

Grenzboten II 1896

kündet wurde," und: „Man hat die Machtmittel der Kurie unterschätzt bei der Eröffnung des Kulturkampfes.“ Ich weiß nicht, ob das so ganz zu meinen Wahrnehmungen stimmen wird. Doch ich gehe zur Sache.

Im Winter 1871/72, also anderthalb Jahre vor den Maigesetzen hatte ich zufällig Gelegenheit, einen öffentlichen Vortrag über das letzte vatikanische Konzil zu hören von einem unsrer ersten Kirchenrechtslehrer. Die Verkündigung des Dogmas durch Pius IX. am Abend des 18. Juli 1870 in Sankt Peter unter dem Beifall einiger piepsenden Nonnen wurde als der folgenlose Abschluß einer prächtigen, nichts bedeutenden Maskerade geschildert. Von irgend welchen weiteren Absichten der Kurie oder gar von deren Überschätzung war da nichts zu spüren, weder bei dem Vortragenden, der doch für einen hervorragenden Kenner des katholischen Kirchenrechts galt, noch bei seinem sehr intelligenten, aus den besten Kreisen zusammengesetzten Publikum, dem die „piepsenden Nonnen“ das meiste Vergnügen zu bereiten schienen. Mehrere Jahre später, nach der Annahme der Maigesetze, brachten dann die Zeitungen aus München wieder einmal eine ihrer Mitteilungen über den päpstlichen Nuntius (es war damals Jacobini) und meldeten zugleich, vom preußischen Kultusminister sei der Rat Soudso zu einer Besprechung hingeschickt worden. In einer Abendgesellschaft, wo darauf die Rede kam, meinte ein Anwesender: „Ach, wenn sie keinen gefährlicheren Gegner haben für den schlaunen Monsignore, als meinen Freund X, dann thun mir die Maigesetze leid.“ Der so sprach, war ein kluger Mann, und „seinen Freund“ pflegte er in solchem Zusammenhange jemanden zu nennen, wenn er von ihm, mochte dieser auch im übrigen ebenfalls recht klug und vortrefflich sein, durch das Prädikat und ein begleitendes unendlich komisches Lächeln ausdrücken wollte, daß der betreffende in besagtem Falle eine fragwürdige Rolle spiele. Und dann setzte er uns auseinander, daß solche Leute, die einem solchen Monsignore gewachsen wären, wahrscheinlich überhaupt in keinem deutschen Kultusministerium zu finden wären, möchten sie nun Geheimräte heißen oder nicht. Das müßten entweder hochgebildete katholische Geistliche sein oder, da es damit für derartige Missionen in dem protestantischen Preußen wohl seine Schwierigkeit haben würde, besondere Talente, vornehme Kenner der Verhältnisse. Ob es die aber jetzt gebe, wisse er nicht. „So gut sie den aber hinschicken, könnten sie mich auch schicken,“ meinte er zuletzt, und bis auf diesen Schluß, für dessen Richtigkeit niemand einstehen kann, wird man, auch ohne etwas weiter von diesem meinem Gewährsmann oder von jenem Geheimrat zu wissen, heute wohl zugeben, daß das richtig geurteilt war. Der Mann war jedoch kein Kirchenrechtslehrer, aber er hatte als Evangelischer unter Katholiken am Rhein gelebt, und die Macht Roms und ihre äußern Zeichen hatte er mit seinen klugen Augen auch öfter an ihrem Mutterfize betrachten können.

Damals war ich schon selbst in der Lage, jenen Ansichten, die in der

Gesellschaft keineswegs allgemeine Billigung fanden, nicht nur zuzustimmen, sondern auch aus eigener Weisheit einiges zu ihrer Bestätigung beizutragen. Das heißt, es war doch eigentlich nicht meine Weisheit; ich hatte sie mir nur angeeignet aus den Unterhaltungen mit einem ältern Freunde, den ich seit meiner Jugend kannte, dem ich von Zeit zu Zeit immer wieder begegnet bin, und dem ich vielleicht das meiste verdanke von dem, womit ich mich nicht streng berufsmäßig zu beschäftigen gehabt habe.

Mein Freund F. war zuletzt preußischer Landrat und ist vor kurzem in hohem Alter gestorben. Preußische Landräte können ja nun bekanntlich sehr verschieden sein. Dieser war vom Leben viel herumgeworfen worden, hatte auch als Beamter eine wechselvolle Laufbahn hinter sich und sah sich am liebsten als einen späten Schüler Justus Möfers an, aus dessen osnabrückischer Heimat er auch stammte. Vorübergehend war er auch einmal Referent für Volksschulsachen in einem der ehemaligen hannoverschen Kultusministerien gewesen. Mit diesem meinem alten, unvergeßlichen Freunde F., meinem Lehrmeister auf manchem Gebiete unsrer vielgestaltigen Welt, hatte ich nun im Herbst 1872 verschiedene Unterhaltungen über den damals schon in Aussicht stehenden Kulturkampf. Bismarck hatte im Mai vorher das berühmte Wort von dem Gange nach Canossa gesprochen.

Wir sind leicht geneigt, bei Vorgängen, die wir erlebt und mit besonderm Interesse verfolgt haben, durch nachträgliche Zusätze aus unsrer spätern Erfahrung unsre Erinnerungen unbewußt zu fälschen. Ich weiß mich davon in diesem Falle frei, denn ich habe meine Eindrücke treu bewahrt und könnte einzelnes wörtlich wiedergeben. Er vertrat also, um es kurz zu sagen, ruhig, ja mit einer seinem Wesen eignen und im Vergleich zu der damaligen Stimmung der meisten auffällig kühlen Sachlichkeit die Ansicht, daß der Staat den Kampf nicht aufnehmen dürfe, weil er ihn verlieren müsse. Ich glaubte das ebenso wenig wie die meisten andern zu jener Zeit. Man stand noch unter dem frischen Eindruck eines neuen, starken Nationalgefühls, und man vergaß darüber sich zu fragen, ob dieses zunächst auf dem Politischen ruhende Bewußtsein auch imstande sein werde, der Kurie gegenüber die beiden durch ihren Glauben getrennten Teile des deutschen Volkes zusammenzuhalten. Man schätzte die Macht Preußens mit Recht sehr hoch, und man nahm mit demselben Recht an, daß diese Macht durch die Reichseinheit noch vergrößert worden sei. Aber man bedachte nicht, daß das Reich nach seiner Verfassung in kirchlichen Angelegenheiten gar nicht einheitlich vorgehen konnte, daß dem Papst gegenüber also für Preußen mit der neuen politischen Ordnung nichts gewonnen war. Vermutlich hat sich mein Freund über diese Dinge schon damals ebenso klar und bestimmt ausgesprochen, wie heute jeder darüber denkt, wenigstens darüber denken kann. Ganz bestimmt erinnere ich mich der Unterhaltung eines Tages, wo ich ihn fragte, wie er sich den Verlauf dächte. „Die Sache wird ähnlich

kommen, sagte er, wie einst unter Heinrich IV. Die Geistlichen werden abgesetzt, sie werden auch gefangen gesetzt werden. Der Gottesdienst, den die Kurie will, wird aufhören. Andre Geistliche wird das Volk seiner Mehrheit nach nicht wollen. Die Glocken werden an vielen Orten nicht mehr zur Kirche läuten. Es wird dann dort in den katholischen Landesteilen sein, wie einst unter dem Interdikt. Das wird eine Zeit lang dauern; man wird sehen, daß das katholische Volk auch das erträgt. Aber der Staat kann es nicht lange mit ansehen. Er muß zuletzt nachgeben, weil die Kurie nicht nachgibt.“ In dieser Überzeugung blieb er ohne Wanken. Seinem überlegnen Lächeln gegenüber kam es mir äußerst seltsam vor, daß die leitenden Männer in Preußen gerade das vorzubereiten im Begriffe standen, was er auf Grund seiner Kenntnis der katholischen Kirche von vornherein für thöricht und hoffnungslos ansah. War er denn der einzige unter den Klugen? Und es kamen mir Gedanken gerade in der Richtung des Themas hin, das in dem Aufsatz im 21. Hest behandelt ist. Ich fragte also meinen Freund, woher er denn seine Kenntnis hätte und ob man die denn nicht auch etwa im preußischen Kultusministerium haben könnte? „Ob man dort jetzt Männer hat, die die Kurie kennen, meinte er, darüber bin ich zu wenig unterrichtet. Bei uns, d. h. im ehemaligen Hannover, hätte man sie gehabt. Wir wußten aus dem, was wir in unsern verschiedenen kleinen konfessionell gemischten Gebieten gelernt hatten, ganz genau, wie weit wir der Kurie gegenüber gehen konnten.“ Das sagte er mit einer überlegnen Ruhe, die solche Auseinandersetzungen von ihm besonders eindrucksvoll machte. Dann fuhr er mit seinem freundlichen Lächeln fort: „Uns wird man nicht mehr fragen, aber wenn man es wollte, würde man wohl Leute finden, die die richtige Auskunft zu geben wüßten. Und Sie werden sehen, daß wir Recht behalten. Die Kurie gewinnt, und der Staat muß klein begeben.“

Sachlich ist hierüber heute nichts mehr zu sagen. Wohl aber verdient das Wort des vortrefflichen Mannes nicht vergessen zu werden, weil es schon früh gerade aus der Kenntnis der Kurie hervorgegangen ist, die der Verfasser des Aufsatzes im 21. Hest vermißt. Und sie ist ja, wie er zeigt, auch jetzt noch selten. Darüber noch einige Worte.

Manche unsrer evangelischen Universitäts-theologen der freieren Richtung meinen jene Kenntnis zu haben. Aber sie würden, wenn auf ihre Meinung einmal praktisch etwas ankäme, ebenso Schiffbruch erleiden wie Falk. Sie studiren die Kirchengeschichte aus Büchern und sind auch wohl alle einmal in Rom gewesen. Aber das reicht doch noch lange nicht. Denn die Kenntnis, von der hier die Rede ist, kann nur unmittelbar erworben werden, im Verkehr mit Katholiken, in katholischen Landen, oder innerhalb der katholischen Kirche selbst als deren Mitglied. Wer sich aber in dem letzten Falle befindet, der steht selten frei genug da, um sein Wissen den Andersdenkenden zur Verfügung zu stellen. Darum sind Mitteilungen von Ottokar Lorenz oder Carl Zentsch,

wenn sie dieses Gebiet berühren, für uns Evangelische so wertvoll, während sogar ein so gründlich aus Büchern unterrichteter Mann wie Heinrich v. Sicken in seinem Werke über die mittelalterliche Weltanschauung hinsichtlich der doch noch immer im Leben zu beobachtenden katholischen Kirche mit seinen Ansichten vielfach fehlgegangen ist. Diese schematische Auffassung, sagt einmal Lorenz, sei schuld, daß der protestantische Liberalismus die katholische Kirche vergeblich bekämpft habe. Die liberalen evangelischen Theologen fanden, indem sie sich selbst so viel höher vorkamen, das „Gespenst“ der mittelalterlichen Weltanschauung „für seine Zeit“ gar nicht so übel und behandelten es darum besser, als sie mit ihren eignen orthodoxen Kollegen umzugehen pflegten. In diesen Kreisen war es ja seit den Tagen des Vatikanischen Konzils, man möchte sagen, förmlich Modefache, mit dem Stiftspropst von Döllinger zu kokettiren, als ob sich der mit einemale zu den protestantischen Theologen gerechnet hätte. Ob der hohe Herr seinen neuen Freunden diese Ehre gedankt oder sie nicht vielmehr im stillen freundlich zurückgewiesen hat, wie so mancher Altkatholik es laut gethan hat, den man auf protestantischer Seite dazumal ohne weiteres freudig umschlingen wollte — das ist nicht überliefert. Aber unerbittlich hat mit seiner nicht zu bestechenden Treue noch viel später Treitschke in seiner Deutschen Geschichte darauf aufmerksam gemacht, wie Döllinger sich einst gegen Evangelische, wie Harleß und Thiersch, verhalten hat in den vierziger Jahren, wo seine „mannichfachen Häutungen noch niemand ahnen konnte.“

Die Täuschung über die Macht und das Wesen der Kurie unter den Evangelischen ist alt und hat schon früh bei uns Kreise erfaßt und einzelne amtlich hochstehende oder geistig bedeutende Männer beherrscht, bei denen uns das als Wahrnehmung heute wunderbar berührt. Als man nach den Befreiungskriegen in Deutschland an eine katholische Nationalkirche dachte, war man über die reaktionären Gesinnungen eines Pius VII. ganz im unklaren. Und gleich nach dessen Tode übernahm der Freiherr von Bunsen in Rom die diplomatischen Geschäfte selbständig und trieb zum Schaden Preußens Kirchenpolitik, wie ein Nachtwandler, und galt dabei doch bei seinen Zeitgenossen für einen Staatsmann und einen Diplomaten, während er doch alles andre eher gewesen ist als das. Und sogar Ranke schrieb in seiner Geschichte der Päpste (Vorrede von 1834): „Die Zeiten, wo wir etwas fürchten könnten, sind vorüber; wir fühlen uns allzugut gesichert.“ Wie gut — das sah er erst später ein, bei einer neuen Auflage im Jahre 1874, wo er die Worte wieder las, und sie ihm eben so seltsam vorkamen, wie uns allen jetzt!

Sa, die Kurie ist klug. Weltklug und vornehm steht sie da. Trotz aller Niederlagen der einzelnen Päpste steht sie aufrecht wie vordem und führt alle Evangelischen hinter's Licht, die sich zu ihrem eignen Schaden für klüger halten. Außerlich hat ja wohl fast jeden einmal die glänzende Erscheinung berückt, wenn er sie am Orte ihres uralten Sitzes sich vor seinen Augen aufthun sah.

Mancher denkt dann, wenn er sich nach den ersten überraschenden Eindrücken wieder zurechtgefunden hat, in diesen Dingen, die doch schließlich nur Außerlichkeiten sind, mehr erfährt zu haben als seine Mitmenschen und tritt bald als ihr Lehrer auf. Das giebt die vielen unberufenen Verfasser von Korrespondenzen aus Rom für unsre deutschen Zeitungen. Die Herren sind meistens noch recht jung, manchmal nur Monatsreisende und treiben alle ihr lustiges Gewerbe im Nebenamt. Das höchste ihres Ehrgeizes und zugleich ihrer Thorheit pflegen Mitteilungen über den Vatikan zu sein. Kluge Katholiken und die Eingeweihten überhaupt lächeln darüber, und in manchen Zeitungsredaktionen faßt man diese Schriftsteller von vornherein nur komisch auf. Gleichwohl werden diese Korrespondenzen bis auf den heutigen Tag weitergedruckt. Sie sind ein Stück jener Unkenntnis von Rom, über die wir hier reden.

Vor vielen Jahren kannte ich einen fröhlichen Gesellen, der von seinem ganz besondern Lebensstandpunkt aus die Kurie ansah und zwar durchaus richtig, und der sehr unterhaltend und lehrreich über diese Dinge zu sprechen wußte. „Soll sich doch keiner dieser Gelbchnäbel einbilden, sagte er manchmal, daß auch nur der geringste Prete oder Abbatino irgend etwas aus dem Vatikan einem mitteilt, dessen er nicht ganz sicher ist, geschweige denn einem, den er in dem Verdacht hat, daß er etwas in eine Zeitung schreiben werde. Mir würden sie schon etwas sagen, denn sie wissen, ich treibe solche Thorheiten nicht und habe weiter keinen Ehrgeiz als jahraus jahrein meine Handschriften zu wälzen.“ Und dann gestikulirte er mit seiner schmalen, weißen, aristokratischen Hand und stellte, lebhaft nachahmend, dar, wie er bisweilen der Ehre teilhaftig würde, daß einer der klugen Monsignori die Hand unter seinen Arm schiebe und mit ihm vertraulich ein paarmal im Cortile auf und nieder wandle, sowie wir es manchmal bei Passini oder Heylbuth gemalt sehen, und daß dann der Schweizer beinahe die Hellebarde vor ihm schultere, wenn er allein in das Arbeitszimmer zurückkehre. „Sa ja, pflegte er dann zu schließen und strich dabei seinen langen Schnurrbart, klug sind sie, diese Monsignori, aber sie wissen auch, und kein Nordländer, der mit ihnen zu thun hat, soll denken, daß er klüger sei, wenn er nicht selbst der Düpirte sein will!“

